zum Zeichen ihrer Trauer über das Ableben des Gemahls einen Monat lang Handschuhe tragen und dürfen während dieser Zeit auch nicht den kleinsten Teil ihres Körpers unverhüllt lassen.

Ueberhaupt nimmt bei den Drusen die Frau, wie bei vielen morgenländischen Völkern noch eine sehr untergeordnete Stellung ein. Auch außerhalb der Witwenschaft muß sich die Frau ängstlich vor den Blicken von Fremden verbergen. Vor allem darf sie ihr Gesicht nicht frei tragen. Wenn sie einmal auf einsamen Wegen, wo sie sich allein wähnte, und deshalb den Schleier abnahm, einen Mann trifft, rafft sie schnell ihren „Jaschma" zusammen, ein langes Ueberkleid und zieht ihn sich über den Kopf, unbekümmert darum, daß sie nun an einer ganz anderen Stelle sehr viel von ihrem Körper sehen läßt und sich selbst für europäische Begriffe kniefrei zeigt. Als Grund für dieses seltsame Verhalten gibt die Drusin an, daß ein Fremder sie doch nur am Gesicht erkennen könne. Wenn nun aber ein Fremder einmal eine Frau erkannt hätte, dann würde sie von ihrem Manne wieder zu den Eltern zurückgeschickt werden.

Besonders eigentümliche Gebräuche herrschen bei der Hochzeit. Die Frau darf den Schleier auch vor dem zukünftigen Gatten nicht lüften, vielmehr findet die Heirat statt, ohne daß sich die beiden auch nur ein einziges Mal offen Auge in Auge gesehen hätten. Bei der Hochzeit versammeln sich sämtliche Freunde und bringen dem jungen Paar Geschenke allerlei Art dar. Unter Schmaus und Tanz mit möglichst viel Lärm geht diese Zeremonie vor sich. Unter solchen Umständen kann es natürlich vorkommen, daß die entschleierte Geliebte dem Gatten nicht gefällt. Diese Schwierigkeit wird aber leicht behoben; der Mann erfindet irgend einen Vorwand, um die Frau zu verstoßen, schickt sie einfach zu den Eltern zurück und — — heiratet schleunigst eine andere.

—⊡—

Ein merkwürdiges altes Sportspiel in Mexiko

Von Dr. Paul Schellhas.

Daß alle Völker der Erde, die „Wilden" sowohl, wie die alten Kulturvölker, Spiele pflegten, die wir heute als Sport bezeichnen, ist eine bekannte Tatsache. Seltener ist es schon, wenn zu einem solchen Spiel bereits eine komplizierte technische Vorrichtung benutzt wird.

Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen Sportspieles findet sich in Mexiko bei den Totonaken im atlantischen Küstengebiet. Es heißt das Fliegerspiel (Juego del volador) und ist uralt. Die ewige Sehnsucht des Menschen, zu fliegen, kommt darin zum Ausdruck. Ein hoher Mast wird aufgerichtet, auf dessen Spitze eine drehbare Seiltrommel angebracht ist. An dieser sind vier Seile aufgewickelt. Die Seile laufen durch ein viereckiges Drehkreuz, an jeder Ecke eines. Dann hängen sich vier Männer am Gürtel an die Seile oben an, und durch ihr Gewicht rollen sich die Seile langsam ab und schleudern infolge der Zentrifugalkraft die „Flieger," wie beim Rundlauf, in weiten Spiralen nach unten herab. Währenddessen steht oben auf der Mastspitze ein Mann, der tanzt und eine Trommel schlägt. Er muß natürlich gut das Gleichgewicht halten! Unten umtanzen eine Anzahl Männer mit Vogelmasken den Mast. Auch die Flieger trugen ursprünglich Vogelkostüme.

Das ganze ist ein uralter heidnischer Brauch, der sich als Spiel an vielen Orten noch heute erhalten hat. Dr. Krickeberg bringt in seinem grundlegenden Werk über die Totonaken genaue Schilderungen mit Photographien dieser Zeremonie aus Papantla, wo sie alljährlich im August stattfindet. Daß dieses merkwürdige Spiel mit derselben technischen Vorrichtung schon bei den alten Mexikanern vor der Entdeckung Amerikas geübt wurde, berichten nicht nur spanische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, sondern ergibt sich auch aus alten mexikanischen Bilderhandschriften, worin sich bereits Darstellungen dieses Spieles finden, die auch erkennen lassen, daß es eine religiöse Bedeutung hatte.

—⊡—

Am Ausguck

Christnacht und Volksglauben.

Das Weihnachtsfest steht im Mittelpunkt der zwölf Nächte, die das alte Jahr in das neue hinüberleiten. Uralter Aberglaube verlegt in diese dunkle Zeit die seltsamsten Vorstellungen, die sich in geheimnisvollen Wirkungen, die dieser Zeit innewohnen sollen, ausdrücken. In der heiligen Nacht redet das Vieh und weissagt die Zukunft; aber außer einigen Sonntagskindern ist es keinem vergönnt, diese Sprache zu hören, die die Tiere sprechen, wenn sie auf den Knien liegen und beten. In der Mitternachtsstunde der Christnacht wird alles Wasser in Brunnen und Flüssen in Wein verwandelt; aber nur wenige können es schöpfen und wer davon spricht, erblindet. In Tirol wurden die Elemente gefüttert, indem man Mehl in die Luft streute, eine Speise in der Erde vergrub, oder eine Opfergabe in den Brunnen oder in das Herdfeuer warf. Wir empfinden auch heute noch den tiefen Sinn dieser Gebräuche: um die Elemente, die Natur und die Götter zu versöhnen, die zur Zeit des alten Julfestes durch die Wolken zogen, opfert man, um selbst entsühnt zu werden, um die geheimnisvollen Naturmächte gnädig zu stimmen. All dieser Glaube, der heut Aberglaube geworden ist, wurzelt in der schweren Stimmung dieser Wintertage und der Winterabende. Diese alten Sitten und Vorstellungen lassen auch hier wieder einiges von dem tiefen inneren Zusammenhang der Natur und der menschlichen Seele ahnen.

Kannst Du sie zählen?

Amerikanische Astronomen haben die Zahl der Sterne nachgeprüft und korrigiert. Sie haben eine neue Ziffer festgestellt und jene manchen Irrtum geziehen, die sich diese Arbeit mit den goldenen Scharen in anderer Zeit gemacht hatten. Die Mühe war erheblich. Man denke: es galt, etliche Millionen zu katalogisieren! Dazu ist die Himmelskugel in vierzigtausend Gradquadrate eingeteilt worden. In der Mitte der Milchstraße enthält ein solches Feld durchschnittlich acht Sterne zweiter Größe, 910 Sterne fünfzehnter Größe und 39 800 zwanzigster Größe. An entfernteren Stellen der Milchstraße ist der Durchschnitt dagegen nur: 2 Sterne zehnter, 87 fünfzehnter u. 1170 zwanzigster Größe.

Kindtaufe in Persien.

Auch bei uns überlassen manche Eltern es dem Zufall, wie ihr Kind heißen soll. In einer Art Lotteriespiel werden Namen wie Eulalia Euphrosine oder Ambrosius gezogen, die den Kindern dann ihr Lebtag anhaften. Wahrscheinlich, ohne es zu wissen, folgt man hierbei einer persischen Sitte. An dem Tage, der für die „Taufe" des jungen Persers bestimmt ist, geben die Eltern ihren Freunden und Bekannten ein Fest. Dazu wird auch der Mullah (Priester) eingeladen. Nach Ablauf des Festmahles wird der steif eingewickelte Säugling gebracht und mitten im Flur auf den Teppich gelegt. Auf fünf Papierstreifen sind fünf Namen geschrieben worden; diese Papierstreifen werden zwischen die Blätter des Korans oder unter den Saum des Teppichs geschoben, worauf der Mullah das erste Kapitel aus dem Koran vorliest. Auf gut Glück wird dann einer der Papierstreifen hervorgezogen, und der Mullah flüstert dem Kinde den betreffenden Namen ins Ohr. Da man mit Recht bezweifeln darf, ob der Säugling bereits seinen eigenen Namen versteht und behält, wird der Papierstreifen zur Sicherheit mit einer Nadel festgesteckt und aufbewahrt. ng.

Die Amseln als Städter.

In unserer Großväter Zeit war die Amsel noch ein sehr scheuer Waldvogel, der sein Nest nur in dichtem Gebüsch zu bauen pflegte. Ich erinnere mich noch, daß vor 50 Jahren dieser schwarzgefiederte Sänger nur selten in Westfalen belebtere Dörfer aufsuchte und den Genuß von Kirschen oder Beerenobst in der Nähe menschlicher Wohnungen noch nicht zu kennen schien. Das ist nun mit der Zeit anders geworden und heute sieht man, je weiter man sich in Deutschland von Osten nach Westen wendet, wie die Amsel sich mehr und mehr vom Wald- und Landleben emanzipiert und dem Stadtleben zugewandt hat, ja, sich sogar in den Parkanlagen der Großstädte wohl fühlt. Auch scheinen diese hübschen Tierchen in ihrer Lebensweise immer praktischer und so findig im Auffuchen passender Nahrung in Dörfern und Städten zu werden, daß sie es nicht mehr für notwendig erachten, in herannahender Winterszeit ihre Zuflucht im warmen Süden zu suchen. Sehr interessant ist die Feststellung, daß, nach einer Reihe von mehrjährigen Beobachtungen Amseln ausschließlich als Waldbewohner in Deutschland nur noch östlich einer Linie vorkommen, welche von Zoppot über Lissa nach Ratibor verläuft. So wenigstens war es nach den genauen Feststellungen eines namhaften Ornithologen noch 1917. Auch in Rußland hat die Amsel oder Schwarzdrossel ihr Waldleben noch in keiner Weise aufgegeben, und man sucht sie selbst in den ausgedehnten Parkanlagen von Warschau und Lodz vergebens. Dr. G.

Vom Rheingold

Das Rheingold existiert nicht nur in der Sage, der Sand und das Wasser des Stromes selbst führen wirklich Gold. Das ist erst jetzt wieder durch sehr sorgfältige chemische Untersuchungen des Rheinwassers bei Leverkusen u. bei Karlsruhe sicher festgestellt worden. Freilich handelt es sich um ungemein geringe, merkwürdigerweise sehr ungleich verteilte Goldmengen. Das Karlsruher Rheinwasser enthält bis zu einem Zehnmillionstel Gramm Gold im Liter, das Leverkusener etwas weniger. Außerdem wurden schwankende, bis doppelt so hohe Silbermengen nachgewiesen. Die außerordentlich großen Schwankungen des Edelmetallgehaltes weisen darauf hin, daß Gold und Silber im Rheinwasser nicht gelöst, auch nicht als feinste, selbständig schwebende Flöckchen (sogenannte „Submikronen"), sondern in Gestalt von gröberen Partikeln verteilt sind, die durch Organismen, vielleicht auch durch andere schwimmenden Fremdstoffe schwebend erhalten werden. Im Durchschnitt ergibt sich aus der chemischen Prüfung des Rheinwassers, daß 1000 Kubikmeter Wasser 3 Milligramm Gold und ungefähr die doppelte Menge Silber enthalten. — Eine Ausbeutung des „Rheingoldes" kommt also nicht in Frage, obgleich der Strom im Jahre etwa 200 Kilogramm Gold mit seinen Wellen ins Meer trägt.

Dr. M.

Die Entschuldigung.

Der berühmte Kalif Harun al Raschid, der Gerechte, geriet einst mit seinem Narren Abu Nawas in Streit über dessen Behauptung, daß die Entschuldigung oft ärger sei als das Vergehen. Der Narr erbot sich, vor Eintritt der Dunkelheit den Beweis dafür zu liefern, und der schlechtgelaunte Kalif schwur hoch und heilig, daß er den Narren im Falle der Nichteinlösung dieses Versprechens den Kopf abschlagen lassen wolle. Harun begab sich darauf in seinen Harem, wo er als erste Begrüßung einen Kuß von rauhen, stoppligen Lippen bekam. Sofort befahl er Licht zu machen und sah dann, zu seinem höchsten Erstaunen, daß Abu Nawas der Schuldige war. „Elender, was bedeutet das?" rief Harun zornig aus. „Ich bitte Euch demütig um Vergebung," antwortete der Narr mit einem unterthänigen Bückling, „ich dachte, es wäre Eure Sultanin." „Was?!" donnerte Harun, „die Entschuldigung ist ärger als das Vergehen." „Das," rief der Narr, „wollte ich Euch ja gerade beweisen, ehe es dunkel wurde." Damit rannte er, so schnell er konnte, zur Tür hinaus, während einer von den Sultans Pantoffeln hinter ihm her flog. gh.

Der Strauß als verleumdeter Ehemann.

Mit Recht kann man dem Kuckucksehepaar welches bekanntlich seine Eier in fremde Nester legt und anderen Vogelarten die Bebrütung derselben überläßt, nachsagen, daß es die Worte von Wilhelm Busch „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr", sich viel zu wenig zu Herzen gehen läßt. Wenn man aber dem Strauß denselben Vorwurf macht, indem man allgemein annimmt, und es sogar in guten zoologischen Lesebüchern lesen kann, daß das Männchen des Riesenvogels überhaupt ein sehr lockerer Ehemann sei, und daß es sich ebenso wie die in ihrem kurzen Federkleide heute ganz modern erscheinende Straußenmama höchstens während der Nachtzeit zum Brutgeschäft bequeme, so tut man dem befiederten Schnellläuferpaar bitter Unrecht. Zeigt sich doch der männliche Strauß, wenn er sich einmal eine Ehehälfte erkoren, dieser rühmlich treu. Und wenn er erst einmal glücklicher Vater von 14 bis 15 Eiern geworden ist, dann hält er sich mit seinem Weibchen wacker ans Brüten, überläßt also nicht, wie man meint, Frau Sonne dafür sorgen. Unser Landsmann Schreiner hat nämlich, wie er schon vor Jahren in der englischen Zeitschrift „The Zoologist" mitteilte, jahrelang beobachtet, daß die Straußeneheleute geradezu das Brutgeschäft nach der Uhr betreiben. Brütet doch das Männchen von 4 Uhr nachmittags bis 9 Uhr morgens und das Weibchen die kürzere Hälfte des Tages, wobei sich beide pünktlich ablösen. Man scheint bei dem allgemeinen Glauben, daß die Strauße ihre Eier nur des Nachts brüten, ganz außer Acht gelassen zu haben, daß die Tagesbrütung schon deshalb nötig ist, weil zur Mittagszeit im Wüstenlande eine Hitze von 66 und mehr Graden herrscht, bei welcher die Eier gekocht und die Embryonen darin getötet, wenn sie nicht gebrütet und also überschattet würden.

Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.
Verantwortl. H. Semmelmann, Altena



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 46 Donnerstag, 17. Dezember 1925

Abend

Abend in meiner Heimat
In meiner kleinen Stadt.
Die Menschen gehen müder,
Sie sind vom Tage matt.

Die Säule auf dem Platze
Umspinnt das Dämmergrau.
Still vor der Mutter Gottes
Kniet eine alte Frau.

Aus manchen Fenstern gleitet
Schon Lampenlicht hervor —
Es stehn mit leisem Lachen
Die Mädchen unterm Tor . . .

Leo Heller.

Weihnachtsbaums Völkerreise

(Die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte.)

Von Karl Meitner-Heckert.

In den meisten volkstümlichen Festgebräuchen wohnt die Grundanschauung: die Natur teilhaben zu lassen an der Freude des Festes. Deshalb kam schon frühzeitig der Gedanke auf, an Festtagen „ein Stück Natur" in die Wohnräume hineinzutragen, das Haus mit Blumen, Zweigen und Bäumen auszuschmücken. Man kann sich heute ohne den immergrünen Nadelbaum in deutschen Landen keinen rechten Weihnachtszauber denken. Ueberall — der „deutsche" Weihnachtsbaum ist mit den Deutschen in andere Erdteile gewandert — gilt er als „deutsche Sitte", auch dort, wo andere Nationen begonnen haben, ihn bei sich einzuführen.

Wie alt ist nun der Weihnachtsbaum? Vor dem Jahre 1605 kannte man keinen geschichtlichen Weihnachtsbaum. Die erste Erwähnung dieser lichtgeschmückten Bäume bezieht sich auf einen Straßburger Brauch; Elsaß scheint auch die Heimat der Sitte zu sein. Weihnachtsgeschenke unter den Tannenbaum zu legen. Vor 1605 begnügte man sich bei der deutschen Weihnachtsfeier, die Weihe der winterlichen Festtage durch grüne Büsche und Zweige zu erhöhen, erleuchtete in der Christnacht die Stuben hell und beschenkte sich gegenseitig mit Wachsstöcken. Die zweitälteste Nachricht über den Weihnachtsbaum legt Tille für das Jahr 1642 fest. Damals eiferte ein berühmter Theologe, der Prediger am Münster zu Straßburg Dannhauer, gegen die „neue Sitte der Weihnachtsbäume": „. . . unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Zucker und Puppen behängt, und ihn hernach schütteln und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß ich nicht. Viel besser wäre, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Jesum Christum." Es ist also eine der Wirklichkeit widersprechende Dichtung, wenn Viktor Scheffel in einer Dichtung die Frau Hardwig, die im 10. Jahrhundert auf dem Hohen Twiel Hof hielt, unter einem mit Aepfeln geschmückten Baum bescheren läßt; ebenso handelt es sich um Phantasie, wenn das weit verbreitete Bild „Weihnachten in Luthers Hause" den Reformator mit seiner Familie um einen mit Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum gruppiert, denn Luther lebte von 1483 bis 1546, der Geburtstag des Weihnachtsbaumes aber steht geschichtlich für das Jahr 1605 fest. Im 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts war der Brauch des Weihnachtsbaumes kein allgemeiner. Goethe



und Schiller haben ihn als Kinder nicht gesehen. Goethe, der die Sitte in Straßburg oder Leipzig kennen gelernt hat, spricht 1774 beiläufig von einem „aufgeputzten Baum" und Schiller bestellt sich 1789 bei seiner Braut einen „grünen Baum". Stilling braucht 1793 den Ausdruck „Lebensbaum". Dann erst stellen sich allmählich die Bezeichnungen: „Weihnachtsbaum", „Christbaum", „Lichterbaum" ein, an die sich Uebersetzungen wie „Christmatree" anschließen. 1803 beschreibt Schleiermacher noch bei der Weihnachtsfeier den Bescherungstisch „mit Myrthen, Amaranthen und Epheu geschmückt", denn in Berlin und vielen deutschen Gegenden galt nach dem Vorbilde der französischen Emigranten der Brauch des Tannenbaums noch als „ordinär". Hoffmanns Märchen „Nußknacker und Mausekönig" von 1816 ist das erste Berliner Literaturdenkmal, in dem der Tannenbaum mit seinen goldenen und silbernen Aepfeln in der Mitte der Weihnachtsbescherung steht. Mit dem Ende des 3. Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts hat sich der Christbaum die Hauptpunkte von Deutschland erobert. Um dieselbe Zeit überschritt er die deutsche Sprachgrenze nach Südosten und kam in Ungarn auf. In Frankreich führte ihn die Herzogin v. Orleans in die Tuilerien ein: deutsche Soldaten haben im Feldzuge 1870-71 viel dazu beigetragen, daß unsere Weihnachtsbräuche in Frankreich bekannt wurden. Den Weg nach England fand der Weihnachtsbaum durch den englischen Hof. Im Jahre 1840 vermählte sich die Königin Viktoria mit dem Prinzgemahl Albert von Sachsen-Coburg. Durch ihn kam der Christbaum nach St. James und fand von da aus langsam Eingang in die Weihnachtsfeier der englischen Aristokratie und der Bürgerkreise, bei denen die „Weihnachtspyramide" Symbol des Christfestes war. Nach den Niederlanden, nach Rußland und nach Italien ist der Weihnachtsbaum ebenfalls aus Deutschland gekommen. Auch über Europa hinaus ist er gedrungen. In allen Weltteilen flammt er am „Heiligen Abend" auf. Deutsche Auswanderer und Matrosen haben den Weihnachtsbaum in alle Welt getragen. Daran ändert die Tatsache nichts, daß man seit dem Weltkriege bemüht ist, den deutschen Ursprung vergessen zu machen. Besonders Nordamerika, wo der Weihnachtsbaum zahlreiche Anhänger gefunden hatte, hat sich in den letzten Jahren wieder die altenglische Weihnachtsfeier zum Muster genommen und verwendet bevorzugt das dunkle Grün der Stechpalme und zarte Mistelzweige, die Symbole der altbritischen Christfeier, statt des „deutschen" Weihnachtsbaumes. Der Sitte den Weihnachtsbaum mit Kerzen zu erleuchten, die aus der Licht- und Feuerform des altheidnischen Jubelfestes hervorgegangen ist, hat die christliche Kirche tiefsymbolischen Charakter und Wert gegeben. Es stellt darum einen Auswuchs deutschen Brauches dar — er stammt aus Amerika! — wenn man dem immergrünen Nadelbaum statt des Kerzenscheines den Schimmer kleiner elektrischer Glühlampen verleiht. Auch der fremdem Land zufallende Brauch, mittels einer aufgezogenen Feder den Tannenbaum um seine Achse zu drehen und die Umdrehungen durch das Spiel einer aufgezogenen Spieluhr zu begleiten, sind „Geschäft" und haben mit „deutschem Brauch" nichts zu schaffen. Für den schlichten Tannenbaum mit seinen Lichtern und seinem Festgehänge kennt der Deutsche bei der Weihnachtsfeier nur das Lied. Das Lied aus dankbarem Mund und gläubigem Herzen.

—⊡—

Alte schwäbische Weihnachtsbräuche

Von Dr. Tilly Linde.

Uralte Volksanschauungen schlummern in den Gebräuchen und Sagen, die sich ehedem in deutschen Landen an Kalenderfeste knüpften. Unter letzteren nimmt Weihnachten eine besondere Stellung ein. Derartige Sitten und Sagen, die heute bis auf kaum mehr erkennbare Reste verschwunden sind, gewähren einen interessanten Einblick in die Geistesverfassung und seelischen Tatbestand der Menschen und Zeiten, die sie geübt und erfunden haben. Wohl kein deutscher Stamm ist reicher an solchem Kulturgut, als das alte Schwabenvolk. Sein von biederer und zugleich pfiffiger Wesensart erfüllter Charakter prägt sich köstlich aus in der Stellungnahme seiner Psyche zu den kirchlichen Festen. Hier sei aus der Fülle heute kaum mehr gekannter schwäbischer Weihnachtssitten und Sagen eine kleine Auslese vorgeführt.

Uralte Chroniken, die bis ins frühe Mittelalter reichen, wissen zu melden, daß man in bayerischen und württembergischen Schwaben die Weihnacht „angesungen" hat. Was anfangs alle trieben, wurde später die Erbschaft armer Leute, die ihre Weihnachtslieder um Geld und milde Gaben tauschten. Mißbräuchliche Handhabung des Weihnachtssingens führte dann nicht selten zu Unsitten und Uebertreibungen, gegen die sich geheime und öffentliche Ratsprotokolle wandten, wie uns deren aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch manche erhalten sind. Hin und wieder kam es soweit, daß selbst die Pfarrer in den Kirchen vor dem „Herumsingen zu Wynachten bey Tag und Nacht" warnen mußten. Um solchen Warnungen Nachdruck zu verleihen, ordnete man an, milde Gaben von Haus zu Haus zu sammeln und sie unter den Armen zu verteilen. Manch alte Handschrift schwäbischer Archive birgt solche Weihnachtsgesänge, die mitunter eine rührende Poesie enthielten. So ein altes Ottobeurer Weihnachtslied, das folgenden Wortlaut hat: „Heilige Nacht, gute Nacht, Glockenschall um Mitternacht ins dunkle Dorf hinein, die Leute sind schon wach und auch die Kinderlein." Oder ein anderes: „Auf, auf ihr Hirten und schlaft nit so lang, die Nacht ist vergange, a Kindle empfange, as glänzt und schimmert as wie a Krystall, o Josef, o Josef, du schneeweißer Ma, Kniegle fürs Krippela und beata s' Kind a." Urkunden über das spätere Verbot des Weihnachtssingens lassen ersehen, daß die Weihnacht vielerorts auch von „Kirchenturmmusikanter." angeblasen wurde. Dieser festliche Brauch scheint sich länger als das „Herumsingen" erhalten zu haben.

Altes schwäbisches Herkommen war es auch, an Weihnachten ein „Krippele" in den Herrgottswinkel oder sonst einen Ort zu bauen. Die zur Darstellung der Geburt Christi, der Flucht nach Aegypten usw. benützten Figuren waren alte Erbstücke, die von einer Generation auf die andere übergingen. Die Weihnachtskrippen sind in neuerer Zeit wieder mehr und mehr in Uebung gekommen

Ein uralter schwäbischer Weihnachtsbrauch war dann die „Christnachtsuppe", die nach beendigter Christmette gemeinschaftlich eingenommen wurde. Die ehedem übliche Sitte, die Dienstboten mit einem sogenannten „Weihnachtslaib" zu beschenken, ist längst verschwunden. Das Hausgesinde wurde von da ab mit anderen Geschenken abgefunden.

Zu üppigster Blüte hatte es bei den alten Schwaben die Weihnachtslegende gebracht. Viel Unheimliches und Unvermitteltes knüpfte sich an die Heilige Nacht. Geister, Reiter, Hexen, Teufel und Geißböcke waren in Verruf, in der Christnacht die Menschen zu belästigen und ihnen den Frieden ihrer wundergläubigen Herzen zu stören. Heiratslustige Mädels, die Mitternachtsstunde, das Vieh im Stall, vierblättriger Klee, dreieckige Fenster, im Boden vergrabene Spiegel, Weihwasser und Leichensärge bildeten das Thema zu allerhand krausen und gruseligen Märchen, die die Fantasie des Volkes erfüllten. Auch zu Wetterprophezeiungen wurde der Ausfall der Weihnacht benützt. Je dunkler die Heilige Nacht, je reicher der sommerliche Segen. Heute freilich lächeln wir über Dinge, die von unseren Altvordern Jahrhunderte hindurch ernst und heilig genommen wurden. Das sollte aber kein Grund sein, die Sitten, Sagen und Bräuche unserer Väter zu vergessen.

Die Weihnachtskerze

Von K. Liermann.

Schon im Mittelalter war es zu Weihnachten ziemlich allgemein Brauch, daß man in den Kirchen mit bunten Papierrosen, vergoldeten und versilberten Aepfeln und Nüssen, Flittergold usw. geschmückte Tannenbäume aufstellte. Den gleichen Schmuck trug auch der erste Tannenbaum, von dem wir sichere Kunde haben, daß er in der Familie Eingang fand, der von dem Straßburger Professor Dannhauser in seinem Werke „Katechismusmilch" vom Jahre 1604 erwähnte. Später im Jahre 1690 tut ein gewisser Zentzel des Tannenbaumes Erwähnung, indem er schreibt: „Die alten Heiden setzten vor ihre Häuser zweene Tannen kreutzweise übereinander und straßen und soffen 10 Tage lang." Finn Magnusen gibt im Jahre 1828 an, daß es „von altersher Sitte" war, um die Weihnachtszeit Fichten oder Tannen um die Häuser zu stellen. Auch zogen die Bauern aus und zündeten unter Festjubel einsam im Freien stehende Bäume an. Im 18. Jahrhundert mehren sich dann die Zeugnisse über den Weihnachtsbaum in der Familie.

Nirgends aber finden wir sichere Angaben darüber, ob und wann es Brauch geworden ist den Tannenbaum auch mit Lichtern zu schmücken. Man behauptet freilich, auch dies sei ein alter germanischer Brauch, dessen heidnischer symbolischer Sinn verloren gegangen sei. Wie dem auch sei, für uns hat die Kerze eine andere Bedeutung gewonnen. Sie ist zum Gleichnis des Friedens geworden, da wir sie seit unseren ersten Kindheitstagen immer am Feste des Friedens und der Freude brennen sehen.

Man kann aber wohl annehmen, daß die Sitte, den Tannenbaum mit Lichtern zu schmücken, noch nicht sehr alt ist. Jedenfalls ist es sehr auffällig, daß sich in unserem sonst so überaus großen Sprichwörterschatz so wenig von der Kerze und gar nichts von der Weihnachtskerze findet. Die Sprichwörter, die von der Kerze handeln, reden von ihr nur im allgemeinen. Wie viele andere Dinge ist auch sie als ethisches und moralisches Sinnbild verwendet worden: „Von einer krummen Kerze kann kein gerader Schatten fallen." Ein anderes Sprichwort sagt: „Was hilft die Kerze, was hilft Brill', wenn man doch nicht sehen will." Auf das Ableben hochgestellter Persönlichkeiten zielt skeptisch ein weiteres: „Wenn eine Kerze auslöscht, so stinkt es." Dieses Sprichwort, das heute so gut wie unbekannt ist, wurde stets angewandt, wenn man einen Verstorbenen beurteilte, der im Leben gerade stand, hinter dem aber nichts Besonderes und vielleicht nichts Gutes war.

Humor zeigt der Volksspruch, der zugleich an die alte, meist recht mangelhafte Beleuchtung erinnert: „Beim Kerzenschein scheint die Ziege ein Fräulein zu sein." Man braucht es wohl noch heute, wenn man sich entschuldigen will, in der Dunkelheit etwas falsch gesehen zu haben. Eine alte Warnung, genau zu prüfen und bei Licht zu betrachten, liegt in dem Sprichwort: „Beim Kerzenschein nimm nicht Tuch, nicht Gold und Mädchen ein." Wenn es sich um eine Wohnung zum Sparen handelte wandte man früher wohl die Lebensweisheit an: „Man darf die Kerze nicht an beiden Enden zugleich anzünden."

Diese Erzeugnisse der Volksweisheit, die sich in Wort und Schrift früher häufig fanden, sind heute fast ganz in Vergessenheit geraten. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe, die in unseren Tagen wenig oder gar nicht bekannt sind und deren Sinn zum Teil heute kaum noch verstanden wird. Zum Beispiel: „Die Kerze leuchtet nach oben", was man wohl sagte, wenn es sich um einen Menschen handelte, der nie um sich schaute, nie eine angenehme Atmosphäre um sich verbreitete, sondern zugeknöpft war. Andere Sprichwörter enthalten Gleichnisse und Mahnungen in kürzester Form. „Die Kerze verbrennt sich selbst, anderen zu leuchten", was man wohl anwandte, wenn einer sich opferte, um anderen zu helfen. „Die Kerze, die vergeht, leuchtet schön", erinnert an den Tod eines Menschen, dessen letzte Stunden den Angehörigen gewöhnlich erkennen lassen, was er gewesen ist. Vor seinem Verlöschen leuchten seine Eigenschaften noch einmal auf, und ein Sprichwort gibt einen Vergleich mit der Kerze, die ja noch im Verlöschen die größte Flamme schlägt und die größte Helligkeit verbreitet. Andere Volksweisheit sagt verblümt im Hinblick auf die Menschen: „Die Kerze, die nicht gerade steht, muß man oft putzen."

So hat der Volksmund auch angesichts der Kerze seine Klugheiten und Weisheiten zu sagen. Man wird sich gerade jetzt zu Weihnachten dieser Kerzensprichwörter vielleicht gern erinnern, wenn sie auch in Vergessenheit geraten oder auch niemals so volkstümlich gewesen sind wie andere allgemein gebrauchte Sprichwörter.

Schwedische und norwegische Weihnachtsbräuche

Von Ilse E. Fromm-Göteborg.

Wenn in Deutschland das Weihnachtsfest vor allem als der Tag der Geburt Jesu gefeiert wird und man so weit wie möglich alles Weltliche aus der Stimmung des Tages auszuschalten versucht, um das Fest „würdig" zu feiern, so ist das Verhältnis der Nordländer zum Weihnachtsfest oftmals das direkte Gegenteil. Diese Erscheinung liegt natürlich im germanischen Ursprung, der sich hier weit reiner und stärker erhalten hat, als in Deutschland. Feierten doch die Germanen das Fest der Wintersonnenwende als den Tag, an dem die Menschheit wie erlöst aufatmete, weil nach der endlosen Winternacht die Hoffnung auf ein „Aufwärts" wieder lebendig werden durfte. Die langen Nächte, die sich im Laufe der vierundzwanzig Tagesstunden kaum für kurze Zeit ein wenig erhellen, gehen allmählich wieder in den lichteren Tag hinüber. Dies war und ist ein Grund, das Mittwinterfest mit fröhlichen Gelagen zu feiern, an dem der Met in Strömen fließt, und der guten Speisen kein Ende nehmen soll.

In Tegner's Frithjofs Sage heißt es im 5. Kapitel:

„Aber ein Haus für sich selbst war der Saal aus Föhren gezimmert, nicht fünfhundert — zu zehnmal zwölfen das Hundert füllten den räumigen Saal beim festlichen Schmaus der Julzeit . . ."

Noch bis auf den heutigen Tag haben sich manche Eigenheiten des heidnischen Jul- (Weihnachts) Festes besonders stark erhalten. Das Schwein ist an diesem Tage das bevorzugte Tier. Auf keinem Tische darf der gesottene Schweinekopf fehlen, und die braungebackenen schön und appetitlich verzierten Schinken duften und werden in unheimlichen Quantitäten verzehrt. Wochenlang vorher sind die Hausfrauen damit beschäftigt, die Julgerichte vorzubereiten. Würste stellt man in unglaublichen Mengen her und die erdenklichsten Sülzen werden bereitet, die durch viele Wochen reichen. Ein besonders beliebtes Gericht, das am Vorabend des eigentlichen Weihnachtsfestes nicht fehlen darf, ist der Lutfisch, ein riesengroßer getrockneter Fisch, den man lange vor der Zubereitung in eine bestimmte Lake legt, um ihn aufzuweichen. Daher der Name „Lutfisk" Laugenfisch.

Sitzt nun nach dem opulenten Mahle die Familie mit ihren Gästen in der behaglich durch ein knisterndes Holzfeuer durchwärmten Stube, dann werden frohe Gesänge angestimmt, deren Charakter durchaus nichts mit unseren frommen Weihnachtsliedern zu tun hat, und Jung und Alt tanzt froh und ausgelassen um den mitten im Zimmer stehenden brennenden Tannenbaum, der bis zur Decke reichen muß.

Die Hauptfigur des nordischen Julfestes ist der Zwerg, der „Julitomt" wie er hier genannt wird. Er vertritt den Weihnachtsengel und das Christkindchen, und er tritt überall auf. Man sieht ihn in tausend Exemplaren in allen Schaufenstern, auf allen Briefpapieren, in allen Weihnachtsannoncen, bei allem Spielzeug, als Dekoration der Weihnachtstafel, kurz überall, wo bei uns der Engel mit der Posaune figuriert, da sieht man hier den „Tomten". Der gute Tomt bringt die Geschenke, die er sorgfältig als Pakete verpackt am Weihnachtsabend ins Zimmer wirft. Der gute Tomt ist es, der viele Wochen vor dem Fest keine andere Aufgabe hat, als die Menschen zu Jul glücklich und zufrieden zu machen. Oft sieht man ihn in Gesellschaft des Julbocks oder des Schweines. Am Weihnachtsabend opfert man ihm einen großen Teller Milchreis, den man vor die Haustüre setzt. Auf dem Lande bereitet man in den Futterkrippen ein weiches Strohlager, damit sich der gute Tomt im warmen Stall von seiner Wanderung ausruhen kann. Außerdem übt seine Gegenwart auf das Stallvieh einen günstigen Einfluß aus, denn wenn sich der Tomt in der Weihnachtszeit in der Krippe ausruhte, dann wird das Vieh im kommenden Jahre von Krankheit verschont bleiben. Die Tiere haben übrigens großes Zutrauen zu dem Tomten, die es nur gut mit ihnen meinen, und sie klagen ihnen ihr Leid, wenn sie im Laufe des verflossenen Jahres von ihren Herren nicht gut behandelt worden sind. Die Bauern bekommen dann eine empfindliche Strafe. Wenn man also gescheit ist, wird man sich mit Liebe des Hausviehs annehmen.

Die Bäuerinnen besitzen fast alle ihren eigenen Webstuhl. Sie versäumen es nicht, am Weihnachtsabend ein Bündel Garn in die Stallkrippe zu legen, damit der gute Tomt das Quantum verwebsachen soll. Dazu ist er auch gerne bereit, wenn die Tiere keine Klage gegen den Bauern erhoben haben.

An der schwedischen Westküste, woselbst ein mehr religiöser Geist unter einem Teil der Bevölkerung herrscht, ziehen am Heiligen Abend die jungen Männer über Land. Sie tragen einen großen, aus Goldpapier ausgeschnittenen Stern an einer langen Stange vor sich her, singen vor den einzelnen Gehöften und Fischerhäusern fromme Kirchenlieder und dürfen nachher in die warmen Stuben eintreten, um sich an Speise und Trank zu erquicken. Dabei gibt es dann Schnaps und Julkäse in großen Mengen. Für das Schnapsquantum sorgen schon die Schmuggler, die sich den guten Verdienst nicht entgehen lassen wollen, und man kann sich vorstellen, daß die Stimmung der Jugend nach etlichen derartigen Versuchen nichts zu wünschen übrig läßt, so daß nicht selten das alte Wikingerblut durchbricht und es zu ordentlichen Schlägereien kommt.

Damit aber die ganz Alten, die den tüchtigen Alkoholgenuß nicht mehr recht vertragen, auch ihr Teil abbekommen, reibt man ihnen das Gesicht und die Bärte gründlich mit Branntwein ein, damit der starke Duft ihre Nasen lieblich umspiele . . .

Schon einige Zeit vor Weihnachten werden auf den öffentlichen Plätzen der Stadt große Weihnachtsbäume aufgestellt, in die man unzählige elektrische Lichter einmontiert und die wie ein Symbol durch die langen dunklen Nächte leuchten. Am Bug der Schiffe stehen kleine Tannenbäume, an denen bunte Papierfetzen flattern, und an allen Fenstern und auf allen Balkons, in vielen kahlen Bäumen der öffentlichen Parke hat man den Vögeln des Himmels den Tisch gedeckt. Ueberall stecken dicke Kornährenbüschel und das Heer der Vögel — hauptsächlich sind es Spatzen — ergötzt sich frierend an dem köstlichen Mahl, mit dem die Menschen sie bedacht haben. Auf den Märkten liegen aus Immergrün und Tannenzweigen geflochtene Kränze, die man zum Schmucke der Zimmer aufhängt, und selbst der Aermste der Armen wird sich ein wenig Grün kaufen, und wenn er dafür auf etwas Notwendiges verzichten soll.

Weihnachtsfeier in Australien

Von W. Schumann.

Deutsche Heimat! Weihnachtszeit! Das gewaltige Schneetuch verhüllt Wald und Flur. Mächtige Eiskristalle hängen von den Dächern herab. Wunderliche Eisblumen bedecken die Fenster.

Unter dem Himmel des südlichen Kreuzes aber glüht, blüht und duftet es. Entzückt und schweigend stehen Australier vor dem Christbaum und blicken in die kleinen Flämmchen. Die Eingeborenen stehen unter dem Protektorat der Engländer. Der Engländer nimmt die Gewohnheit seines Lebens mit in die Welt hinaus. Roastbeef und Pudding, die zwei Hauptbedeutungen seines Weihnachtsfestes, fehlen niemals, und Kirchenoahen und Schmausen wechseln miteinander ab. Dabei ist der zweite Weihnachtstag der hervortretende Freudentag. An diesem Tage schicken sich alle Geschenke, die sich lieben.

Zweiter Weihnachtsfeiertag! Er erhebt sich dunkelglühend über dem Horizont. Es wird ein heißer Tag. Bald wird das Tagesgestirn heller, strahlender, flammender, saugt die Kühle des Morgens schnell auf und läßt die brennenden Pfeile fühlen.

Die Straßen werden lebendig. Fuhrwerke aller Art bevölkern sich mit lustigen, lebensfrohen Wesen, deren fröhliches Gelächter verkündet, daß sie diesen Tag zur Freude bestimmt haben. Reisetaschen, Kisten, Körbe und Schachteln, die Speisen und Getränke enthalten, werden auf die Wagen geladen. Nach vielem Scherzen ertönt dann die Frage: „All on bord?" und fort geht es dem Ziele entgegen. Das ist ein Kreuzen, ein Warrwarr von Gefährten, dazwischen Reiter und Reiterinnen. „Merry Christmas! Merry Christmas!" schallt es hin und zurück, überall grüßend, lachend, scherzend, wie eine fröhliche Kinderschar.

Außerhalb der Stadt sieht man auf allen Straßen Wagen, Trupps von Reitern und Reiterinnen in langen Zügen, oft von aufwirbelndem Staub verhüllt. Sie eilen nach verschiedenen Richtungen, zu den schönsten Plätzen der herrlichen Landschaft. Ein ebenso lustiges Treiben gewahrt man auf den kleinen Flüssen. Boote aller Art, mit bunten Wimpeln und Flaggen, bevölkern das Naß denn Hunderte benutzen die schattigen, kühlen Wasserläufe, um weiter oben, an reizenden Picknickplätzen unter Eucalypten mit der größeren Gesellschaft wieder zusammenzutreffen.

Auf den Picknickplätzen lagern kleine Gruppen auf ewichem Grunde. Behende weiße Tücher sind ausgebreitet, darauf die erlesensten Speisen serviert. Dutzende von Flaschen, deren Etiketten edle Weinsorten bezeichnen und zum Teil schon geleert als „tote Männer" beiseite geworfen sind, verraten, daß man sich hier schon gütlich getan hat.

„Merry Christmas!" Das ist die Losung des Tages. Der Fremde tritt näher. „Merry Christmas!" ruft es von allen Seiten, Hände und gefüllte Gläser bieten sich dar. In der kürzesten Zeit fühlt sich der Fremde in dem unbekannten Kreise heimisch, ißt, trinkt, lacht, scherzt, tritt mit in das Spiel ein: „Kiß in the ring (Küssen im Ring) und drückt die süße Spende auf manchen lieblichen Mund, der sich zu einer anderen Zeit vielleicht schmollend von ihm abwenden würde. Auch wird zu einem Tänzchen zu den Klängen der Harmonika und Violine aufgefordert. Zu diesem Freudentaumel in der Waldeinsamkeit kreischen Kakadus und Papageien, schillernde Eidechsen blicken mit ihren klugen Augen verwundert aus verborgenen Schlupfwinkeln, und ein Feind des Menschen, eine Schlange, zieht sich vor solchem Jubel scheu zurück, den sie wohl leicht in Trauer verwandeln könnte, hätte die gütige Vorsehung ihr nicht die Feigheit als Erbteil gegeben.

Solche Bilder wiederholen sich an tausend Orten, bunt und wechselnd, wie es die Umgebung mit sich bringt. Am Seegestade waten die Kleinen im Wasser, jauchzen hoch auf, wenn eine Sturzwelle weiter hereinschwillt und sie höher benetzt. Andere sammeln Muscheln oder bauen von glänzendem Seesand Dämme. Burgen und Brücken, während sich auf höheren Stellen des Meeresufers zwischen uralten Bäumen dasselbe Bild wie das vorher geschilderte zeigt. Von hieraus aber schweift der Blick über das blaue glänzende Meer, tausendfach belebt durch Boote und Segel.

So feiert man unter dem Himmel des südlichen Kreuzes das Weihnachtsfest in Gottes freier Natur. Erst am späten Abend, wenn längst die Dunkelheit hereingebrochen ist, lösen sich die Gruppen auf und fahren, freudig bewegter Stimmung, zur Stadt zurück.

Du frost nach einem Weihnachtsbaum? —
So sieh' ihn dem dort oben,
Dort, in des Himmels dunkeln Raum
Gar golden eingewoben.

Das ist dein Baum von Gott geschmückt,
Er strahlt und flammt so heiter!
So lang' noch der dein Aug entzückt,
Was willst du, Mensch, noch weiter?

Weihnachten im Kaokofeld (Südwestafrika)

Von A. Nitze-Duisburg.

Im Auftrage der Kaoko-Land- und Minengesellschaft waren wir auf einer Expedition nach der Küste begriffen. Es handelte sich darum, einen Hafenplatz im Norden unserer früheren Kolonie ausfindig zu machen, der genügend Trinkwasser aufwies, aber auch im Innern leicht zugänglich sein mußte. Gleichzeitig wurden geographische und mineralogische Aufzeichnungen vorgenommen.

In dem unwirtlichen, zerrissenen Gelände war ein Vorwärtskommen nicht möglich gewesen, und wir verfolgten unseren Weg in dem Bett des jetzt trockenen großen Regenflusses Ugab. In vieltausendjähriger Arbeit hatte dieser Fluß einen Canon in das zerrissene wilde, kahle Felsgestein gegraben, und so steile Ufer geschaffen, daß ein Ausbiegen aus dem Flußbett in seitlicher Richtung unmöglich war. Wir hatten in denletzten Tagen und Nächten in östlicher Richtung niedergehende starke Gewitter beobachtet und befürchteten, von den großen Wassermengen, die dieser Fluß dann zeitweise führte, überrascht zu werden. Unsere Zugtiere und Wagen konnten wir dann vor den mit fürchterlicher Gewalt dahinrasenden Fluten nicht in Sicherheit bringen.

Am 24. Dezember nachmittags bot sich uns in Gestalt eines in nördlicher Richtung führenden Nebencanons, eine Gelegenheit, das Flußbett zu verlassen. Nachdem wir eine genügend hohe Stelle, wo wir vom Wasser nicht erreicht werden konnten, gefunden hatten, schlugen wir unser Lager auf.

Wir waren drei Weiße: Leutnant B., dessen Bursche und ich als Führer, außerdem acht Eingeborene. Unsere Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände führten wir auf einer zweirädrigen Karre, die von zwölf Ochsen gezogen wurde, mit. Wir drei waren beritten und führten außerdem noch ein Handpferd. Ueber unseren Lagerarbeiten war es Abend geworden.

Der Bursche Sch. hatte im Laufe des Nachmittags unter Zuhilfenahme von Dawidschen einen Weihnachtsbaum hergestellt, den er mit in bunten Lappen eingewickelten Steinen und kleinen Steinen behangen hatte. Jetzt wurden mittels Draht [illegible] scheinige Lichter befestigt und angezündet. [illegible]em der Eingeborenen machten wir ein Geschenk, bestehend in Jacke, Hose oder Hemd, etwas Tabak, der dazu gehörigen Pfeife oder einem Messer. Wir Weißen hatten uns für diesen Tag einige Flaschen Wein und Zigarren aufbewahrt. Nach dem frugalen Abendessen lagen wir auf unsere Klappstühle zurückgelehnt, in Gedanken an die Heimat versunken.

In einiger Entfernung von unserem Lager hatten die Bambusen ein großes zweites Feuer entfacht, daß sie — Jagdszenen darstellend oder Erlebnisse vom „Pad" aufführend — umtanzten. Zuweilen unterbrach lautes Gelächter den den Tanz begleitenden Sing-Sang, wenn der dazu besonders veranlagte Hottentott „Manuel" die Eigentümlichkeiten irgendeines bekannten Weißen in seinen Bewegungen und Manieren naturgetreu nachahmte.

Ein immer näher kommendes und lauter werdendes Geräusch ließ uns aufhorchen. Es wurde uns bald zur Gewißheit, daß der Fluß abkam, und schnell sprangen wir auf und stürmten nach dem Fluß, um uns das seltene Naturschauspiel nicht entgehen zu lassen. Etwa auf dem halben Wege zum Flußbett mußten wir schnell zur Seite springen. Ein Trupp von etwa dreißig Zebras kam uns aus dem Hauptcanon in rasendem Lauf entgegen. Die Gefahr witternd, hatten die Tiere das eigentliche Flußbett, das an den Böschungen ihnen Nahrung in Gestalt von Ried- und Quechgras bot, verlassen und das von uns bezogene Tal zu ihrem Entkommen ausersehen. Deutlich zeichneten sich die jetzt vor dem Lagerfeuer stutzenden Tiere im hellen Mondenschein von dem dunklen Felsen ab. Hochauf bäumte sich das Leittier, ein prächtiger Zebrahengst warf sich auf den Hinterläufen herum und — einen Bogen schlagend — stürmten die Tiere auf die dem Lagerfeuer entgegengesetzte Seite des Canons, wo sie in kurzer Zeit unseren Blicken entschwanden. Dies alles vollzog sich in solcher Schnelligkeit, daß wir, wenn wir auch Gewehre bei uns gehabt hätten, nicht zum Schuß gekommen wären. In lebhafter Unterhaltung über das soeben Erschaute setzten wir unseren Weg nach dem Flusse zu fort. Das vorher erwähnte Geräusch hatte sich in lautes Donnern verwandelt, das von dem vielfachen Echo noch verstärkt wurde. Jetzt hatten wir eine Stelle erreicht, von der aus wir den Fluß übersehen konnten. Keinen Moment zu früh! Eine haushohe Schmutzwelle brauste heran alles, was sich ihr in den Weg stellte, mit sich reißend. Im Augenblick war der Fluß von Ufer zu Ufer gefüllt und wälzte, Felsbrocken und Bäume mit sich führend, seine Fluten zu Tal. Das Brechen der Baumstämme und Knirschen der Felsblöcke erfüllte die Luft mit unheimlichen Tönen. Wir schauderten bei dem Gedanken daran, wie es uns wohl ergangen wäre, wenn uns die Flut im Canon überrascht hätte. Langsam ebbte das Donnern, das die erste Flutwelle begleitete, in der Ferne ab, und reißend schossen die Fluten unter unseren Füßen, wenn sie Witwe geworden sind, müssen

Etwas über die Entstehung der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten. — Zur Kirchengeschichte des Mittelalters. — Hüfschied. — Plattenberger. — Die Hudden in Schlesien. — Altenaer Geschichten. — Warum Geschichten. — Altenaer Jndustrie. — Der Brand von Altena. — Jnstruktion für [illegible] Altena. — Kirchspiel Lüdenscheid. — 113. — Die Ostkirche. — Limburg. — Der Hausrosenstock. — Von den frühen Uhren. — Unsere Jndustrie. — Stellung. — Balmestein. — Johann Melchior. — Das Altenaer W.B.C.-Eintringen. — Die Statuten. — Friedrich Wilhelm. — Die Bauernhöfe. — Die Reformation. — Ordnung der. — Ein Besuch in. — Engelbert der. — Handel und Gewerbe. — Ein Drahthammer. — Mittelalters. — Eisenschmiedekunst. — Erz. — Der gebannte. — Der Franzosenzeit. — Die Bilder. — Die drei Bilder. — Die Gaukelei. — Die 3 Fragen. — Das unterirdische. — Leicht erklärt. — De Spaak in. — Der fahrende. — Der Ritter Dietrich. — Kloster Neuwerk. — Die Eroberung. — Die Sage von. — Naturkunde. — De Warmquell. — Die beiden Grafen.

Ein uralter schwäbischer Weihnachtsbrauch war dann die „Christnachtsuppe", die nach beendigter Christmette gemeinschaftlich eingenommen wurde. Die ehedem übliche Sitte, die Dienstboten mit einem sogenannten „Weihnachtslaib" zu beschenken, ist längst verschwunden. Das Hausgesinde wurde von da ab mit anderen Geschenken abgefunden.

Zu üppigster Blüte hatte es bei den alten Schwaben die Weihnachtslegende gebracht. Viel Unheimliches und Unvermitteltes knüpfte sich an die Heilige Nacht. Geister, Reiter, Hexen, Teufel und Geißböcke waren in Verruf, in der Christnacht die Menschen zu belästigen und ihnen den Frieden ihrer wundergläubigen Herzen zu stören. Heiratslustige Mädels, die Mitternachtsstunde, das Vieh im Stall, vierblättriger Klee, dreieckige Fenster, im Boden vergrabene Spiegel, Weihwasser und Leichensärge bildeten das Thema zu allerhand krausen und gruseligen Märchen, die die Fantasie des Volkes erfüllten. Auch zu Wetterprophezeiungen wurde der Ausfall der Weihnacht benützt. Je dunkler die Heilige Nacht, je reicher der sommerliche Segen. Heute freilich lächeln wir über Dinge, die von unseren Altvordern Jahrhunderte hindurch ernst und heilig genommen wurden. Das sollte aber kein Grund sein, die Sitten, Sagen und Bräuche unserer Väter zu vergessen.

Die Weihnachtskerze

Von K. Liermann.

Schon im Mittelalter war es zu Weihnachten ziemlich allgemein Brauch, daß man in den Kirchen mit bunten Papierrosen, vergoldeten und versilberten Aepfeln und Nüssen, Flittergold usw. geschmückte Tannenbäume aufstellte. Den gleichen Schmuck trug auch der erste Tannenbaum, von dem wir sichere Kunde haben, daß er in der Familie Eingang fand, der von dem Straßburger Professor Dannhauser in seinem Werke „Katechismusmilch" vom Jahre 1604 erwähnte. Später im Jahre 1690 tut ein gewisser Zentzel des Tannenbaumes Erwähnung, indem er schreibt: „Die alten Heiden setzten vor ihre Häuser zweene Tannen kreutzweise übereinander und straßen und soffen 10 Tage lang." Finn Magnusen gibt im Jahre 1828 an, daß es „von altersher Sitte" war, um die Weihnachtszeit Fichten oder Tannen um die Häuser zu stellen. Auch zogen die Bauern aus und zündeten unter Festjubel einsam im Freien stehende Bäume an. Im 18. Jahrhundert mehren sich dann die Zeugnisse über den Weihnachtsbaum in der Familie.

Nirgends aber finden wir sichere Angaben darüber, ob und wann es Brauch geworden ist den Tannenbaum auch mit Lichtern zu schmücken. Man behauptet freilich, auch dies sei ein alter germanischer Brauch, dessen heidnischer symbolischer Sinn verloren gegangen sei. Wie dem auch sei, für uns hat die Kerze eine andere Bedeutung gewonnen. Sie ist zum Gleichnis des Friedens geworden, da wir sie seit unseren ersten Kindheitstagen immer am Feste des Friedens und der Freude brennen sehen.

Man kann aber wohl annehmen, daß die Sitte, den Tannenbaum mit Lichtern zu schmücken, noch nicht sehr alt ist. Jedenfalls ist es sehr auffällig, daß sich in unserem sonst so überaus großen Sprichwörterschatz so wenig von der Kerze und gar nichts von der Weihnachtskerze findet. Die Sprichwörter, die von der Kerze handeln, reden von ihr nur im allgemeinen. Wie viele andere Dinge ist auch sie als ethisches und moralisches Sinnbild verwendet worden: „Von einer krummen Kerze kann kein gerader Schatten fallen." Ein anderes Sprichwort sagt: „Was hilft die Kerze, was hilft Brill', wenn man doch nicht sehen will." Auf das Ableben hochgestellter Persönlichkeiten zielt skeptisch ein weiteres: „Wenn eine Kerze auslöscht, so stinkt es." Dieses Sprichwort, das heute so gut wie unbekannt ist, wurde stets angewandt, wenn man einen Verstorbenen beurteilte, der im Leben gerade stand, hinter dem aber nichts Besonderes und vielleicht nichts Gutes war.

Humor zeigt der Volksspruch, der zugleich an die alte, meist recht mangelhafte Beleuchtung erinnert: „Beim Kerzenschein scheint die Ziege ein Fräulein zu sein." Man braucht es wohl noch heute, wenn man sich entschuldigen will, in der Dunkelheit etwas falsch gesehen zu haben. Eine alte Warnung, genau zu prüfen und bei Licht zu betrachten, liegt in dem Sprichwort: „Beim Kerzenschein nimm nicht Tuch, nicht Gold und Mädchen ein." Wenn es sich um eine Wohnung zum Sparen handelte wandte man früher wohl die Lebensweisheit an: „Man darf die Kerze nicht an beiden Enden zugleich anzünden."

Diese Erzeugnisse der Volksweisheit, die sich in Wort und Schrift früher häufig fanden, sind heute fast ganz in Vergessenheit geraten. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe, die in unseren Tagen wenig oder gar nicht bekannt sind und deren Sinn zum Teil heute kaum noch verstanden wird. Zum Beispiel: „Die Kerze leuchtet nach oben", was man wohl sagte, wenn es sich um einen Menschen handelte, der nie um sich schaute, nie eine angenehme Atmosphäre um sich verbreitete, sondern zugeknöpft war. Andere Sprichwörter enthalten Gleichnisse und Mahnungen in kürzester Form. „Die Kerze verbrennt sich selbst, anderen zu leuchten", was man wohl anwandte, wenn einer sich opferte, um anderen zu helfen. „Die Kerze, die vergeht, leuchtet schön", erinnert an den Tod eines Menschen, dessen letzte Stunden den Angehörigen gewöhnlich erkennen lassen, was er gewesen ist. Vor seinem Verlöschen leuchten seine Eigenschaften noch einmal auf, und ein Sprichwort gibt einen Vergleich mit der Kerze, die ja noch im Verlöschen die größte Flamme schlägt und die größte Helligkeit verbreitet. Andere Volksweisheit sagt verblümt im Hinblick auf die Menschen: „Die Kerze, die nicht gerade steht, muß man oft putzen."

So hat der Volksmund auch angesichts der Kerze seine Klugheiten und Weisheiten zu sagen. Man wird sich gerade jetzt zu Weihnachten dieser Kerzensprichwörter vielleicht gern erinnern, wenn sie auch in Vergessenheit geraten oder auch niemals so volkstümlich gewesen sind wie andere allgemein gebrauchte Sprichwörter.

Schwedische und norwegische Weihnachtsbräuche

Von Ilse E. Fromm-Göteborg.

Wenn in Deutschland das Weihnachtsfest vor allem als der Tag der Geburt Jesu gefeiert wird und man so weit wie möglich alles Weltliche aus der Stimmung des Tages auszuschalten versucht, um das Fest „würdig" zu feiern, so ist das Verhältnis der Nordländer zum Weihnachtsfest oftmals das direkte Gegenteil. Diese Erscheinung liegt natürlich im germanischen Ursprung, der sich hier weit reiner und stärker erhalten hat, als in Deutschland. Feierten doch die Germanen das Fest der Wintersonnenwende als den Tag, an dem die Menschheit wie erlöst aufatmete, weil nach der endlosen Winternacht die Hoffnung auf ein „Aufwärts" wieder lebendig werden durfte. Die langen Nächte, die sich im Laufe der vierundzwanzig Tagesstunden kaum für kurze Zeit ein wenig erhellen, gehen allmählich wieder in den lichteren Tag hinüber. Dies war und ist ein Grund, das Mittwinterfest mit fröhlichen Gelagen zu feiern, an dem der Met in Strömen fließt, und der guten Speisen kein Ende nehmen soll.

In Tegner's Frithjofs Sage heißt es im 5. Kapitel:

„Aber ein Haus für sich selbst war der Saal aus Föhren gezimmert, nicht fünfhundert — zu zehnmal zwölfen das Hundert füllten den räumigen Saal beim festlichen Schmaus der Julzeit . . ."

Noch bis auf den heutigen Tag haben sich manche Eigenheiten des heidnischen Jul- (Weihnachts) Festes besonders stark erhalten. Das Schwein ist an diesem Tage das bevorzugte Tier. Auf keinem Tische darf der gesottene Schweinekopf fehlen, und die braungebackenen schön und appetitlich verzierten Schinken duften und werden in unheimlichen Quantitäten verzehrt. Wochenlang vorher sind die Hausfrauen damit beschäftigt, die Julgerichte vorzubereiten. Würste stellt man in unglaublichen Mengen her und die erdenklichsten Sülzen werden bereitet, die durch viele Wochen reichen. Ein besonders beliebtes Gericht, das am Vorabend des eigentlichen Weihnachtsfestes nicht fehlen darf, ist der Lutfisch, ein riesengroßer getrockneter Fisch, den man lange vor der Zubereitung in eine bestimmte Lake legt, um ihn aufzuweichen. Daher der Name „Lutfisk" Laugenfisch.

Sitzt nun nach dem opulenten Mahle die Familie mit ihren Gästen in der behaglich durch ein knisterndes Holzfeuer durchwärmten Stube, dann werden frohe Gesänge angestimmt, deren Charakter durchaus nichts mit unseren frommen Weihnachtsliedern zu tun hat, und Jung und Alt tanzt froh und ausgelassen um den mitten im Zimmer stehenden brennenden Tannenbaum, der bis zur Decke reichen muß.

Die Hauptfigur des nordischen Julfestes ist der Zwerg, der „Julitomt" wie er hier genannt wird. Er vertritt den Weihnachtsengel und das Christkindchen, und er tritt überall auf. Man sieht ihn in tausend Exemplaren in allen Schaufenstern, auf allen Briefpapieren, in allen Weihnachtsannoncen, bei allem Spielzeug, als Dekoration der Weihnachtstafel, kurz überall, wo bei uns der Engel mit der Posaune figuriert, da sieht man hier den „Tomten". Der gute Tomt bringt die Geschenke, die er sorgfältig als Pakete verpackt am Weihnachtsabend ins Zimmer wirft. Der gute Tomt ist es, der viele Wochen vor dem Fest keine andere Aufgabe hat, als die Menschen zu Jul glücklich und zufrieden zu machen. Oft sieht man ihn in Gesellschaft des Julbocks oder des Schweines. Am Weihnachtsabend opfert man ihm einen großen Teller Milchreis, den man vor die Haustüre setzt. Auf dem Lande bereitet man in den Futterkrippen ein weiches Strohlager, damit sich der gute Tomt im warmen Stall von seiner Wanderung ausruhen kann. Außerdem übt seine Gegenwart auf das Stallvieh einen günstigen Einfluß aus, denn wenn sich der Tomt in der Weihnachtszeit in der Krippe ausruhte, dann wird das Vieh im kommenden Jahre von Krankheit verschont bleiben. Die Tiere haben übrigens großes Zutrauen zu dem Tomten, die es nur gut mit ihnen meinen, und sie klagen ihnen ihr Leid, wenn sie im Laufe des verflossenen Jahres von ihren Herren nicht gut behandelt worden sind. Die Bauern bekommen dann eine empfindliche Strafe. Wenn man also gescheit ist, wird man sich mit Liebe des Hausviehs annehmen.

Die Bäuerinnen besitzen fast alle ihren eigenen Webstuhl. Sie versäumen es nicht, am Weihnachtsabend ein Bündel Garn in die Stallkrippe zu legen, damit der gute Tomt das Quantum verwebsachen soll. Dazu ist er auch gerne bereit, wenn die Tiere keine Klage gegen den Bauern erhoben haben.

An der schwedischen Westküste, woselbst ein mehr religiöser Geist unter einem Teil der Bevölkerung herrscht, ziehen am Heiligen Abend die jungen Männer über Land. Sie tragen einen großen, aus Goldpapier ausgeschnittenen Stern an einer langen Stange vor sich her, singen vor den einzelnen Gehöften und Fischerhäusern fromme Kirchenlieder und dürfen nachher in die warmen Stuben eintreten, um sich an Speise und Trank zu erquicken. Dabei gibt es dann Schnaps und Julkäse in großen Mengen. Für das Schnapsquantum sorgen schon die Schmuggler, die sich den guten Verdienst nicht entgehen